

Strukturelle Gewalt und ihr Einfluss auf die Psyche

Einige Resultate des Forschungsprojektes zu traumatischen Erfahrungen und eigenen Ressourcen in Bolivien

Colette Jansen Estermann

1. Einführung

“Es gab eine sehr schwierige Zeit, und sie ging wieder vorbei. Es hat uns alle verletzt; nachher hat uns nichts mehr überraschen können.“ Diese Aussage stammt von Victor, einem der bolivianischen Studenten, der am Forschungsprojekt über traumatische Erfahrungen und vorhandene Ressourcen teilgenommen hat. Er bezog sich auf die Zeit unmittelbar nach der Ermordung seines Vaters, als er acht Jahre alt war. Damals kaufte sein Vater Lastwagen in der Schweiz und verkaufte sie in Bolivien, sodass er dabei jeweils ziemlich viel Geld auf sich trug. Während den Interviews zeigten die StudentInnen ein großes Bedürfnis, jemandem ihre Lebensgeschichte anzuvertrauen. An dieser Stelle möchte ich auch Yandira zitieren, die sich für ihren epileptischen Bruder verantwortlich fühlt, seitdem ihre allein erziehende Mutter als Kindermädchen nach Spanien gezogen ist: “Alles was geschieht, geschieht aus irgendeinem Grund, sowohl das Gute wie das Schlechte. Man kann daraus lernen und muss weitermachen.“ Nicht nur diese beiden, sondern nahezu alle Jugendlichen haben uns mit dem Erzählen ihrer Geschichte tief berührt.

Dieses Projekt hätte ich als Ausländerin niemals allein realisieren können, ich bekam die ergänzende Unterstützung und Mitwirkung von neun bolivianischen PsychologInnen. Gemeinsam haben wir 166 StudentInnen an den drei größten und renommiertesten Universitäten der Regierungshauptstadt – La Paz – und deren Agglomeration aus Armenvierteln – El Alto –, sowie eine kleinere Kontrollgruppe aus 33 europäischen Jugendlichen, die sich etwa ein Jahr lang in Bolivien aufhielten, befragt. Angesichts der Tatsache, dass wir kaum auf zuverlässige Statistiken oder bereits erforschte wissenschaftliche Daten auf diesem Gebiet der traumatischen Erfahrungen und eigenen Ressourcen zurückgreifen konnten, wollten wir zuerst einmal eine phänomenologische Beschreibung des Status Quo vornehmen. Dabei sind wir multimethodisch vorgegangen; wir haben sowohl eine Auswertung und Varianzanalyse der erhaltenen Rohdaten mittels der acht verschiedenen Fragebogen vorgenommen, als auch insgesamt 31 Tiefeninterviews durchgeführt. Die Resultate und Schlussfolgerungen entsprachen zum Teil unseren Erwartungen, zum Teil waren sie aber auch sehr überraschend oder gar schockierend.

Es handelt sich hier in jeder Hinsicht um ein Pilotprojekt; es gibt keine vergleichbare Studie zum Thema in ganz Lateinamerika. Zudem bin ich bis heute noch die einzige Gestalttherapeutin in Bolivien. Da in einem Land der so genannten Dritten Welt, wie Bolivien, vieles notwendig ist und dringend angegangen werden soll, war die Forschungsequipe gleichzeitig eine Ausbildungsgruppe. Unsere Interaktion bestand aus Geben und Nehmen. Die Teamarbeit war überhaupt eine konkrete Übung in interkultureller Gestalttherapie. Sie war spannend, aufreibend und sehr fruchtbar, indem wir uns gegenseitig respektierten und ergänzten. Der Ich-Du-Dialog im Sinne Martin Bubers findet in diesem Zusammenhang nicht nur zwischen zwei verschiedenen

Menschen, sondern auch auf einer anderen Ebene auch zwischen zwei unterschiedlichen Kulturen statt. Im Grunde genommen braucht es eine große Bereitschaft, sich hinterfragen zu lassen, eine Menge kultureller Vorkenntnisse und ein großes Maß an Fingerspitzengefühl. Dieser Dialog bildet einerseits eine Herausforderung und andererseits eine Bereicherung, da erst in diesem Kontext bestimmte, bisher unbewusste Introjekte aufscheinen. Man kann sich aber fragen, wie ein horizontaler Dialog möglich ist, wenn die Beziehungen wegen der tiefen wirtschaftlichen Kluft und bestehenden Abhängigkeit von vornherein schief sind.

2. Das bolivianische Umfeld

Zunächst möchte ich kurz auf den Hintergrund der Menschen in Bolivien eingehen, damit sie einigermaßen verstanden werden können. Ihre kollektive Geschichte ist von Jahrhunderte langer Gewalt geprägt; von blutiger Eroberung der Inkas und Spanier, unpatriotischem Verrat ihrer Landesväter und großen Verlusten von Gold, Silber, Land, usw. Jedes Mal, wenn ich mich mit der Geschichte von Bolivien auseinandersetze, beschleicht mich ein Gefühl der Unwirklichkeit. Es fällt mir nämlich schwer, die unglaubliche Ungerechtigkeit und Brutalität und die schroffen Gegensätze in seinem wahren Ausmaß zu erkennen. Zum ersten Mal in der Geschichte Boliviens ist seit 2006 mit Evo Morales Ayma eine Person indigener Abstammung Präsident eines Landes, dessen Bevölkerung zu 62% aus *Indígenas* (Einheimischen) besteht. Durch ein Referendum wurde anfangs 2009 die neue Staatsverfassung, welche eine demokratisch gewählte Versammlung inmitten großer Spannungen und Krawallen ausgearbeitet hatte, mit 61% der Stimmen angenommen. Außerdem wurde bei dieser Gelegenheit der maximal erlaubte Grundbesitz pro Person auf 5.000 Hektaren festgelegt. Dieses Gesetz hat jedoch keine rückwirkende Kraft. In der neuen Staatsverfassung sind neben dem *Castellano* (lateinamerikanisches Spanisch) 36 verschiedene einheimische Sprachen im Mehrvölkerstaat offiziell anerkannt. Aufgrund der neuen Staatsverfassung gab es am 6. Dezember 2009 Präsidentschaftswahlen, die Evo Morales Ayma und sein Vizepräsident Álvaro García Linera mit einem eindeutigen Stimmenmehr von 64% gewonnen haben.

Obwohl Bolivien ein reiches Land ist – es verfügt über enorme Vorräte an Eisenerz, Erdgas, Lithium, Holz, Naturheilmittel, usw. –, ist die Mehrheit der Bevölkerung arm bis sehr arm¹. Diese Tatsache lässt sich vor allem aus seiner Geschichte und der negativen Handelsbilanz, dem Export billiger Rohstoffe und Import teurer Industrieprodukte, erklären. Außerdem ist Bolivien aufgrund der riesigen Auslandsschulden und den strengen Bedingungen für neue Darlehen auch in der heutigen Zeit noch immer stark vom Ausland abhängig. D.h. konkret, dass die Bevölkerung nach wie vor fremd bestimmt wird und um jede Hilfe von außen dankbar sein soll. Im Land ist die Alterspyramide sehr breit: Tausende von Jugendlichen bangen um ihre Zukunft, haben nur wenige Ausbildungsmöglichkeiten und äußerst geringe Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Dennoch werden viele von ihren Eltern und LehrerInnen ständig unter Druck gesetzt, denn gerade weil sie in einem ‚armen‘ Land leben, müssen sie aufholen und sollen das Doppelte leisten. Zudem fehlt es an einer ausgeprägten Mittelschicht; das Straßennetz ist schlecht ausgebaut und das staatliche Gesundheitssystem und die Altersfürsorge sind völlig unzureichend.

¹ Bolivien ist das ärmste Land Lateinamerikas; wenn man allerdings die Karibik dazu zählt, ist es nach Haiti das zweitärmste.

Diese Gesellschaft mit den erwähnten Mängeln, einer tiefen Ungewissheit und latenten Gewalt produziert folglich auf der psychischen Ebene einen Dauerstress. Der tägliche Kampf um das nackte Überleben besteht aus fortwährenden Sorgen, Frustrationen und Demütigungen. Er absorbiert in einem schleichenden – unsichtbaren und unbewussten – Prozess die inneren Kräfte und erhöht die Verwundbarkeit. Im Falle von Krankheit und Arbeitsausfall ist gleich die ganze Familie betroffen, da es sich nicht nur um ein emotionales, sondern auch finanzielles Problem handelt. Dazu kommt, dass Menschen mit einer dunkleren Hautfarbe, einem Ketschua- oder Aymara²-Nachnamen offen diskriminiert werden. Allerdings möchte ich hinzufügen, dass sich in dieser Hinsicht seit dem Regierungswechsel einiges geändert hat. Nach wie vor ist die bolivianische Gesellschaft jedoch stark segmentiert. Man unterscheidet zwischen *q'aras* (Weißen) und *indígenas* (Einheimischen), *qollas* (den Menschen aus dem kargen Hochland im Westen) und *cambas* (jenen aus dem üppigen Tiefland im Osten), der oberen und unteren Gesellschaftsschicht. Alle pflegen jeweils ihre eigene Sprache und Kultur und leben deutlich voneinander getrennt. Übrigens sind solche extremen Differenzen auch in der Landschaft und im Klima Boliviens festzustellen. Extreme Temperaturschwankungen von bis zu 20 Grad innerhalb eines Tages sind keineswegs eine Ausnahme. Interessanterweise lässt sich auch im Verhalten der Menschen eine Tendenz zur Radikalität und zu Extremen feststellen.

3. Die Prävalenz traumatischer Ereignisse in Bolivien

Aus unserem Forschungsprojekt ist eindeutig hervorgegangen, dass die Prävalenz potentiell traumatischer Ereignisse in Bolivien relativ hoch ist. In Graphik 1 (siehe unten) springen die verhältnismäßig hohen Prozentzahlen der StudentInnen an der UPEA (,Öffentliche Universität von El Alto'), der UMSA (,Höhere Universität von Sankt Andreas') und der UCB (,Katholische Bolivianische Universität ,Sankt Paul'') im Vergleich zu jenen der Jugendlichen aus Europa unmittelbar ins Auge. Der Umstand, dass auf dem *Altiplano* (der Hochebene der Anden) höchst selten über Sexualität geredet wird, heißt keineswegs, dass dort keine sexuelle Gewalt vorkommt, im Gegenteil. Während gerade diese Form der Gewalt bei allen TeilnehmerInnen eine starke oder sogar extreme Betroffenheit auslöst, ist Sexualität ein Tabuthema. Über sexuellen Missbrauch wird geschwiegen, einerseits aus hartnäckigen Scham- und Schuldgefühlen, andererseits aus Rücksicht auf die geliebten Angehörigen und FreundInnen, denen man eine solche angst- und leidvolle Geschichte doch nicht zumuten kann. Folglich bleiben die Opfer jahrelang mit ihrer Erinnerung allein, sie reden weder mit dem Ehemann noch in einer Selbsterfahrungsgruppe davon. Erst im geschützten Rahmen einer Einzeltherapie sprudeln die Worte vieler Betroffener wie ein unkontrollierter Wildbach hervor.

Außerdem fällt auf, dass der Tod im bolivianischen Kontext oft gewaltsam auftritt, im Sinne von Mord, Unfall oder Suizid, und nicht auf natürliche Weise durch Alter oder Krankheit erfolgt. Nicht nur die Zahlen der Graphik, sondern auch die Geschichten während den Interviews schildern einen Alltag, in dem ständig eine Todesdrohung auf der Lauer liegt. Es ist keinesfalls so, dass die Menschen sich an diese unterschwellige Gefahr gewöhnen, aber ihre Sensibilität nimmt ab. Dies zeigen vor allem die

² Das Ketschua und Aymara sind die alten, einheimischen Sprachen (keine Schriftsprachen) der Andenregion, die noch von vielen Menschen – vor allem in El Alto, auf dem Land und von Frauen – gesprochen werden.

Jugendlichen aus Europa³, die im Vergleich zu den bolivianischen StudentInnen angeben, dass sie weniger traumatische Erfahrungen direkt, aber mehr traumatische Erfahrungen indirekt als ZeugInnen erlebt haben. Anscheinend gelingt es ihnen in Bolivien, den potentiell traumatischen Ereignissen fern zu bleiben. Sie lassen sich aber von den Erzählungen anderer und Bildern von Gewalt stark oder sogar extrem berühren, während die bolivianischen StudentInnen gelernt haben, diese effizient abzuwehren. Zudem macht es den Anschein, dass die europäischen Jugendlichen den für sie ungewohnten Gewaltausbrüchen politischer und sozialer Konflikte in Bolivien schutzlos ausgeliefert sind.

**Die Prävalenz
potentiell traumatisierender Ereignisse
in Bolivien ist relativ hoch.**

Direkt erlebte traumatische Ereignisse (in Prozentzahlen)	UPEA	UMSA	UCB	EUROPA
Sexueller Missbrauch	26.4	10.5	14.7	9.1
Sexuelle Gewalt	20.8	10.5	2.7	9.1
Gewaltsamer Tod einer nahe stehenden Person	15.1	15.8	12.0	12.1
Gewaltsamer Tod einer unbekanntem Person	17.0	5.3	9.3	3.0
Geldprobleme	60.4	39.5	25.3	18.2
Politischer / sozialer Konflikt	67.9	42.1	36.0	54.5
Trennung der Eltern	28.3	50.0	44.0	45.5

Graphik 1

Aufgrund der hohen Prävalenz der folgenden, ausschließlich im vergangenen Jahr erlebten Ereignisse kann man sagen, dass diese für die TeilnehmerInnen aus La Paz und El Alto praktisch zum Alltag gehören: ‚Kontakt mit einer Person in einer unmenschlichen Situation‘, ‚verbale Aggression außer Haus‘, ‚Geldprobleme‘, ‚körperliche Verwahrlosung‘, ‚unfreiwillig grausamen Bildern Ausgesetztsein‘ und ‚politische, soziale Konflikte‘. Obwohl die darauf folgenden Ereignisse etwas weniger häufig auftreten, scheinen doch auch diese keine außergewöhnlichen, sondern ‚normale‘ Phänomene in La Paz und El Alto darzustellen: ‚sexueller Missbrauch‘, ‚eine Naturkatastrophe‘, ‚ein Verkehrsunfall‘, ‚Überfall oder Raub‘ und ‚der gewaltsame Tod einer unbekanntem Person‘. Im Grunde genommen sind all diese potentiell traumatischen Ereignisse bedauernde Folgen oder eben Kollateralschäden der strukturellen Gewalt⁴, das heißt konkret, der extremen Armut, Ausbeutung und des

³ Die befragten europäischen TeilnehmerInnen sind übrigens nicht mit den Jugendlichen in Europa gleichzusetzen, weil sie eine besondere Gruppe bilden. Sie sind nämlich für einige Monate nach Bolivien gekommen, wo sie auf einmal tagtäglich zu ZeugInnen potentiell traumatischer Ereignisse werden. Es handelt sich hier also vorwiegend um abenteuerlustige Jugendliche mit ganz bestimmten Interessen.

⁴ Das Konzept der ‚Strukturellen Gewalt‘ wurde vom Norweger Johan Galtung entwickelt, der nicht-kriegerische Konflikte untersuchte. Später wurde dieses Konzept zu einem wesentlichen Aspekt der Theoriebildung in der Befreiungstheologie. Nach Galtung besteht strukturelle Gewalt in Armut,

Ausschlusses. Diese strukturelle Gewalt ist allerdings unsichtbar, manifestiert sich indirekt und wird durch das globale Wirtschaftssystem verursacht und verfestigt. Nach Johan Galtung sind diese Gewaltstrukturen durchaus vermeidbar, aber es wird nichts getan, um sie zu vermeiden, unter anderem deshalb, weil es am Bewusstsein für diese Situation fehlt (Galtung 1998).

Trauma-Arbeit, sowohl in der Theorie als in der Praxis, beinhaltet immer eine klare Positionierung. Schließlich arbeitet und verbündet man sich mit den Überlebenden unmenschlicher Ereignisse oder Zustände, die krankhaft und anzuprangern sind. Nora de Cortiñas, Mitbegründerin der *'Madres de la Plaza de Mayo'* in Argentinien, schreibt kurz und bündig: „Angesichts dieser Realität ist es etwa keine Folter, einen arbeitslosen Familienvater zu sehen, gedemütigt, ausgehungert und nicht in der Lage, einen angemessenen Unterhalt für seine Familie zu verdienen? Ist es keine Folter für einen Vater, sich außerstande zu sehen, die notwendigen Medikamente für seine Familie zu kaufen oder das Schulmaterial, damit seine Kinder lernen können? Diese Form der Folter, welche die Familie durchdringt mit der gleichen Stetigkeit, mit der ein Tropfen den Stein höhlt, ist unsichtbar.“ (De Cortiñas 2000: 27) Es gilt, diesen inhumanen Sachverhalt – nicht nur in Argentinien oder Bolivien, sondern in nahezu allen so genannten Dritt-Welt-Ländern – wahrzunehmen und anzuerkennen, auch wenn er schmerzt oder Angst macht. Aufgrund der strukturellen Gewalt in der Gegenwart, der noch immer lebendigen Erinnerungen an die *Conquista*, die Kolonisierung und die Militärdiktaturen aus der Vergangenheit ist das Gewaltpegel in der bolivianischen Gesellschaft dermaßen hoch, dass man durchaus von einer transgenerationalen kollektiven Traumatisierung reden kann.

4. Das Psychotraumatische Belastungssyndrom in Bolivien

Die Resultate unseres Forschungsprojektes in Bezug auf die Prävalenz der Symptomatik des einfachen PTBS⁵ sind durchaus Besorgnis erregend. Sie besagen nämlich, dass etwa 55% der befragten bolivianischen StudentInnen – der UPEA, UCB und UMSA – in einem gemäßigten oder sogar schwerwiegenden Ausmaß an bestimmten Symptomen des einfachen PTBS leiden (siehe Graphik 2). Obwohl deren Zahl unter den europäischen Jugendlichen bereits relativ hoch anmutet, beträgt sie doch ‚nur‘ 24%. Mehr als die Hälfte der bolivianischen StudentInnen legt also eine gravierende Symptomatik an den Tag, die aus schmerzhaften und angstvollen Episoden des Wiedererlebens, der Vermeidung und emotionaler Taubheit, sowie der Übererregung besteht. Trotz dieser Beschwerden aber studieren sie und müssen wohl oder übel ihren Alltag strukturieren, sich konzentrieren und die Prüfungen bestehen. Häufig gehen sie nebenbei einem oder mehreren Jobs nach, um sich die notwendigen finanziellen

Ausbeutung und sozialer Ungerechtigkeit, Phänomene, die sich in einer Struktur der Interaktion ausdrücken; eine Interaktion, die gesellschaftlich durch die Dynamik zwischen Oben und Unten, oder zwischen Nationen, wie im Imperialismus, durch die Beziehung von Zentrum und Peripherie gekennzeichnet ist. (Galtung 1998).

⁵ Während in der Fachliteratur generell der Ausdruck ‚Posttraumatische Belastungsstörung‘ und als Abkürzung PTBS verwendet wird, ziehe ich aus verschiedenen Gründen den Begriff ‚Psychotraumatisches Belastungssyndrom‘ (abgekürzt ebenso als PTBS) vor. Erstens möchte ich die negative Konnotation von ‚Störung‘ sowie eine pathologische Stigmatisierung vermeiden. Zweitens scheint mir die Annahme – durch das Präfix *post* ausgedrückt –, dass das Leiden bereits vorüber und beendet sei, unangemessen.

Einkünfte zu sichern, und sorgen auch dann noch in der Freizeit für ihre Kinder und Eltern.

Es wäre ein Zeichen abendländischer Arroganz, die betreffenden StudentInnen nach den offiziellen internationalen Richtlinien des DSM IV oder ICD-10⁶ als ‚krank‘ zu stigmatisieren. Gerade diese Menschen in Bolivien zeigen, dass beide diagnostischen Handbücher keinen Anspruch auf universale Gültigkeit erheben können. Es scheint mir dagegen in einem Land wie Bolivien von größter Bedeutung, das empfundene Leiden der betreffenden traumatisierten Person selbst als entscheidendes Kriterium zu handhaben, um ein PTBS zu diagnostizieren. Denn erstens haben die meisten Menschen in Bolivien zahllose traumatische Erfahrungen gemacht, ohne deshalb merklich zu leiden. Zweitens bricht eine solche Selbstbestimmung mit der seit Jahrhunderten bestehenden Fremdbestimmung der bolivianischen Bevölkerung. Drittens soll diese Selbstbestimmung dazu führen, sich vom Gefühl der Ohnmacht und der Opferrolle zu lösen – der traumatischen Erfahrung inhärent –, um das Leben wieder in eigene Hände zu nehmen.

Die Prävalenz der Symptomatik des chronischen und komplexen PTBS in Bolivien ist relativ hoch.

Ausmaß des einfachen PTBS (in Prozentzahlen)	UPEA	UCB	UMSA	EUROPA
	n = 53	n = 75	n = 38	n = 33
Sub-klinisches Ausmaß (0 - 8)	15.1	13.3	10.5	42.4
Durchschnittliches Ausmaß (9 -25)	28.3	32.0	34.2	33.3
Gemäßigtes Ausmaß (26 - 43)	22.6	32.0	34.2	18.2
Schwerwiegendes Ausmaß (= 44)	34.0	22.7	21.1	6.1

Graphik 2

In der bolivianischen Gesellschaft sind sowohl die Traumata von Typ I (Terr 1991), die einmalig sind, plötzlich und kurzfristig auftreten, als auch jene von Typ II (Herman 1996), die sich wiederholen, länger andauern und Versuche der Anpassung zur Folge haben, an der Tagesordnung. Dennoch sind beide Bezeichnungen und deren Charakteristika in diesem Umfeld nicht ganz zutreffend, und auch deren Folgeerscheinungen in Form von Symptomen des einfachen, bzw. komplexen PTBS treffen nicht genau zu. Folglich ziehen wir es vor, von Traumata eines besonderen Typs III zu reden. Das Leben in Bolivien besteht nämlich aus einer lebenslangen Kette

⁶ Das 'Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders 4th Edition' der American Psychiatric Association von 1994 und die 'International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems' der Weltgesundheitsorganisation (WHO) von 1998.

zahlreicher unterschiedlicher potentiell traumatischer Ereignisse, die geschichtlich und kollektiv tief in der Gesellschaft verankert sind. Obwohl deren Symptome jenen des komplexen PTBS – das heißt konkret: einer gestörten Affektregulation, einem dissoziativen Erleben, einem gestörten Selbst- und Fremdbild, einer gestörten Beziehungsfähigkeit, einem verzerrten kognitiven Schema und somatischen Beschwerden – ähnlich sehen, lässt sich z.B. kein Bruch zwischen der Situation vor und nach der traumatischen Erfahrung feststellen. Schließlich beginnt die Aneinanderreihung traumatischer Erfahrungen bereits im Kindesalter, wenn die Persönlichkeit noch gar nicht ausgewachsen ist, und hört nie auf. Der Tod – manchmal noch weit weg, manchmal ganz nahe – ist ständig spürbar und latent anwesend. Dies mag auch ein Grund dafür sein, weshalb die Mehrheit der bolivianischen Bevölkerung auswandern möchte, wenn sie bloß dazu die Chance hätte.

Im Folgenden möchte ich die spezifischen Merkmale des strukturellen PTBS, die wir in Bolivien festgestellt haben, präsentieren, ohne diese jedoch gleich als ‚pathologisch‘ zu bezeichnen:

- (1) Dessen Symptome fixieren sich allmählich, ohne dass sich die betroffene Person und ihr nahe stehende Personen des schleichenden Prozesses bewusst sind.
- (2) Der *Trigger* und die Motivation, um eine Psychotherapie anzufangen, besteht meistens aus irgendeiner Stress-Situation von Typ I, die gleichsam den Tropfen darstellt, der das Fass zum Überlaufen bringt.
- (3) Die betroffene Person leidet vor allem an bestimmten Beziehungsproblemen; im Umgang mit ihren Mitmenschen fehlt es ihr am Gefühl der Sicherheit, hinsichtlich sich selber am Gefühl der Selbstsicherheit und Selbstvertrauens.
- (4) Sie fürchtet nicht nur ihre Intrusionen – die außerordentlich schmerzhaften und beängstigenden Erinnerungszustände, die mit der Zeit zu einer Angst vor der Angst führen –, sondern hat auch Angst vor sich selber.
- (5) Vielfach sucht sie Zuflucht in die dissoziative Amnesie, welche sie als eine Ressource erlebt, dank derer sie weiterhin funktionieren und den Alltag bewältigen kann, auch wenn dieses Vergessen den Grad der Belastung nicht zu senken vermag.
- (6) Sie kämpft unentwegt, um ihr labiles Gleichgewicht beizubehalten – was wiederum einen gewissen Stress verursacht –, denn ihre übliche produktive Lebentüchtigkeit wird immer wieder von kürzeren oder längeren, mit scham- oder schuldbesetzten Momenten unterbrochen. In der Therapiesituation ist dieses diskontinuierliche Funktionieren äußerst schwer einzuschätzen. Plötzlich fällt die betroffene Person ohne jegliche Vorwarnung in eine Periode der Somatisierung, Aggressivität, Selbstbeschädigung oder Suizidalität.

5. Die Ressourcen und Copingstrategien der bolivianischen Jugendlichen

Im Vergleich zu den europäischen haben die bolivianischen TeilnehmerInnen zeitlebens doppelt soviel potentiell traumatische Ereignisse direkt erlebt. Eine höhere Anzahl potentiell traumatischer Ereignisse führt allerdings nicht automatisch zu einem erhöhten Stress. Der entscheidende Faktor, der den Grad des jeweiligen Stresses bestimmt, besteht aus einer Kombination von Traumahäufigkeit und den vorhandenen Ressourcen und Copingstrategien. Dieses interessante Ergebnis unterstreicht die Wichtigkeit der jeweiligen Kraftquellen und Reaktionsmöglichkeiten, die einer Person zur Verfügung stehen. Während die europäischen TeilnehmerInnen in ihren FreundInnen eine

bevorzugte Ressource sehen, betrachten die bolivianischen StudentInnen dagegen das positive Denken und ihre Lebensziele als solche. Hinsichtlich der Copingstrategien suchen die EuropäerInnen konsequenterweise vor allem die soziale Unterstützung auf, während die BolivianerInnen auf eine positive Wiederauswertung zurückgreifen.

Im therapeutischen Prozess mit von einer Traumatisierung des Typs III Betroffenen stellt das Erfassen ihrer eigentlichen – subjektiven und kollektiven – Bedeutung für die betreffende Person oft ein Schlüsselereignis und einen Durchbruch dar. Da diese Person einige oder sogar zahlreiche traumatische Ereignisse erlebt hat, ist es schlichtweg nicht möglich und auch nicht notwendig, jede einzelne Erfahrung separat Schritt für Schritt durchzuarbeiten. Es braucht aber ein Verstehen des erschütternden Augenblicks, der eine Todesangst und einen Verlust ausgelöst und das Vertrauen in sich selber und die Welt zerstört hat. Dabei geht es um den Augenblick, der sich im Erleben der betreffenden Person ständig wiederholt und sich folglich in der Erinnerung oder im Körper festgesetzt hat. In der Gestalt-Theorie heißt es, dass die Beziehung der Figur zum Hintergrund die jeweilige Bedeutung ausmacht⁷. Diese besondere Bedeutung setzt sich sowohl aus einem subjektiv individuellen, als auch einem kollektiv soziokulturellen Hintergrund zusammen. Eigentlich ist immer, vor allem aber im interkulturellen therapeutischen Rahmen genauestens darauf zu achten, nicht zu vereinnahmen, da die jeweiligen Introjekte, Assoziationen und Bedeutungen in einem anderen Kulturkreis sonderbarer und sogar schockierender als die eigenen Vorstellungen sein können. Außerdem gilt es, diese Vorsicht bezüglich eines echten Verstehens nicht nur bei den traumatischen Ereignissen, sondern auch bei den Ressourcen und Copingstrategien walten zu lassen. In der therapeutischen Arbeit ist auch die eigentliche – subjektive und kollektive – Bedeutung der vorhandenen Ressourcen und Copingstrategien zu erforschen und sollte man sich deren bewusst werden. Im Falle der interkulturellen Arbeit löst dieses Vorgehen beim Therapeuten oder bei der Therapeutin immer wieder ein Staunen und Sich-Selbst-Hinterfragen aus.

Aus den Interviews mit den StudentInnen geht deutlich der hohe Stellenwert der Familie einerseits und der Religiosität andererseits als wichtigste Ressourcen oder Copingstrategien hervor. Die Bedeutung dieser beiden Phänomene – Familie und Religiosität – soll aber zuerst im bolivianischen Kontext verdeutlicht werden. Die Großfamilie ist im Allgemeinen selbstverständlich da, sie vermittelt Sicherheit und Nestwärme und garantiert im Notfall finanziellen Beistand. Ihre Zugehörigkeit verschafft eine gewisse Identität, ihr Beziehungsgeflecht gründet auf einer gegenseitigen wirtschaftlichen Abhängigkeit. Sehr häufig wird das Bild der Familie idealisiert, denn in Wirklichkeit ist eher von *Patchwork*-Familien, Verwahrlosung, Misshandlung und Missbrauch die Rede. Aus Loyalität wird aber über diesbezügliche Verletzungen – auch am Anfang in einer Selbsterfahrungsgruppe – geschwiegen. Während die Mutter oder Großmutter nicht selten bewundert und verehrt wird und ihr ewige Dankbarkeit gebührt, da sie die Familie durchgebracht hat, wird dem Vater, entweder wegen seiner Abwesenheit, Trunksucht oder Gewalttätigkeit, die Rolle des

⁷ Bedeutung entsteht aus dem Spannungsfeld zwischen dem, was zur Figur wird, und dem Grund. „Wenn es zur Struktur des Grundes eines Menschen gehört, die Umwelt als feindlich anzusehen, wird er möglicherweise in jeder Menschenmenge Personen zur Figur werden lassen, die ihn zu verfolgen scheinen. Für jede Art von Gestaltarbeit ist daher nicht nur der *aktuelle* Gestaltbildungsprozess von Bedeutung; ebenso wichtig ist es, den Hintergrund von Personen, Gruppen und Ereignissen, mit denen wir es zu tun haben, kennen zu lernen und uns unseres eigenen Grundes in der jeweiligen Situation bewusst zu werden.“ (Fuhr und Gremmler-Fuhr 1995: 58)

Bösewichts zugeschrieben. Folglich entsteht ein vereinfachtes Gut-Schlecht-Bild. Meistens fehlt es in der Familie an einer Kommunikation über intime problematische Angelegenheiten, weil niemand die anderen belasten möchte, sodass alle mit ihren emotionalen Problemen alleine bleiben. Dennoch wird die Familie durchwegs als eine äußerst wichtige Kraftquelle erfahren.

Die Charakterisierung Lateinamerikas als religiöser Kontinent trifft durchaus zu. Diese Religiosität beinhaltet auf dem *Altiplano*, in La Paz und El Alto, sowohl einen Glauben an Gott, die Jungfrau Maria und die Kraft des Weihwassers einerseits, als auch an die *Pachamama* (Mutter Erde), die verstorbenen Seelen und verschiedenen einheimischen Riten andererseits. Es mag sein, dass die Existenz Gottes oder der *Almas* (Seelen) manchmal theoretisch angezweifelt wird, die Beziehung zu ihnen wird aber höchst selten abgebrochen. Die Menschen pflegen ihre guten Beziehungen zu diesen Geistmächten mit Sorgfalt, indem sie regelmäßig beten, an Fasnacht ihr Haus mit Girlanden und Knallkörpern segnen, am Karfreitag eine Pilgerwanderung nach Copacabana unternehmen, sich an Allerseelen mit Brötchen und Süßigkeiten an die Toten erinnern, an Weihnachten das Christkind einkleiden, damit es nicht kalt bekommt. Ihre Art zu glauben ist sinnlich und magisch realistisch⁸. Es existieren durchaus Wunder, und die Träume verweisen konkret auf die nahe Zukunft. Im therapeutischen Prozess gelangt man dabei leicht in eine Grauzone, in der nicht mehr klar zwischen Illusion und Wirklichkeit zu unterscheiden ist. Während ich als nüchterne Europäerin in solchen Fällen eher von dissoziativen Episoden spreche, stoße ich vielleicht lediglich an die Grenze meines eigenen kulturellen Verständnisses. Im Laufe der Jahre in Lateinamerika bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass es viel mehr gibt als das, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können. Wie dem auch sei, die Menschen in Bolivien schöpfen aus ihrem Glauben eine immense Kraft und Zuversicht, trotz aller Widrigkeiten.

6. Die strukturelle Gewalt und ihr Einfluss auf die Psyche

In der bolivianischen Arbeitsequipe unseres Forschungsprojektes stieß der Begriff ‚Identität‘ einstimmig auf Ablehnung und wurde durch ‚Selbstbild‘ ersetzt. Anscheinend herrscht eine tiefe Verunsicherung hinsichtlich der eigenen Identität. Seitdem die neue Staatsverfassung vor einem Jahr in Kraft getreten ist, nennt Bolivien sich offiziell *Estado plurinacional* (Mehrvölkerstaat), und sieht die Mehrheit der Bevölkerung sich neuerdings als *Mestizos* (Mischlinge). Die Menschen in La Paz und El Alto unterscheiden zwischen ihrem individuellen und sozialen ‚Ich‘ und definieren sich grundsätzlich nach ihrer Zugehörigkeit und Herkunft. Interessanterweise gibt es im einheimischen Aymara – und Ketschua – unterschiedliche Ausdrücke für ‚Wir‘. So verweist *jiwasa*, bzw. *noqanchis* auf ein ‚Wir‘, das den Gesprächspartner einschließt, während *nanaka*, bzw. *noqayku* auf ein ‚Wir‘ verweist, das den Gesprächspartner ausschließt. Die Menschen in Bolivien heißen einen Fremden immer willkommen und nehmen ihn sehr gastfreundlich in ihrer Mitte auf. Sie geben ihm einen ganz bestimmten Platz, der sich ein wenig abseits vom eigenen Platz befindet. Anscheinend identifizieren sie sich mit und differenzieren sich gleichzeitig von dem Fremden, ohne diese Identifikation, bzw. Differenzierung, jedoch näher zu bestimmen. Sie gehen aber immer irgendeine Beziehung ein, sie pflegen ein relationales Selbstbild.

⁸ Man braucht sich nur in die Geschichten und Romane von Gabriel García Márquez zu versetzen, um ein Gespür für diese magisch realistische Atmosphäre zu bekommen.

„Man könnte sagen, dass sich jedes Individuum mit Inseln identifiziert, die es durchwandert. Auf jeder Insel verweilt es für einige Zeit, für einen Moment, und neigt dazu, dies zu tun, als wäre dies der einzige und definitive Ort. Auf diese Weise – je nach den Umständen – wechselt es seine Loyalität ...“ (Ortiz Rescaniere 2001: 364). Das Selbstbild auf dem *Altiplano* hängt vom betreffenden Ort, Moment und Gegenüber ab. Dabei sind die Grenzen des ‚Selbst‘ keineswegs fest, sondern sehr flexibel und durchlässig. Wahrscheinlich haben die Menschen in Bolivien gerade dank dieser großen Flexibilität die kollektive traumatische Erfahrung von Eroberung und Kolonialisierung überlebt und wissen nun auch die strukturelle Gewalt zu überleben. Denn dieses flexible Selbstbild braucht es unbedingt in der heutigen bolivianischen Gesellschaft, die durch extreme Armut, Ausbeutung und Diskriminierung gekennzeichnet ist. Diese besondere Ich-Struktur scheint das Resultat eines Jahrhunderte langen Anpassungs- und Lernprozesses zu sein und bildet einen wirksamen Schutz- und Überlebensmechanismus. Menschen, die zu Ängstlichkeit oder Zwanghaftigkeit neigen, haben in Bolivien nämlich schwer zu leiden. Sie bewältigen mit ihren krampfhaften und starren Kontrollbestrebungen zwar bestimmte schwierige Situationen, zeigen aber in anderen Situationen die größte Mühe, sich anzupassen und dazuzulernen.

Ein weiteres Ergebnis unseres Forschungsprojektes besteht aus der Schlussfolgerung, dass extreme Armut – wesentlicher Bestandteil der strukturellen Gewalt – unweigerlich zu (1) einer hohen Anzahl direkter und indirekter Traumaerfahrungen, (2) einer hohen psychischen Belastung, (3) einem verzerrten kognitiven Schema⁹ bezüglich Sicherheit, Vertrauen, Wertschätzung, Nähe und Kontrolle, und (4) vielen verschiedenen Copingstrategien führt. Sie übt aber keinen signifikanten Einfluss auf die Häufigkeit dissoziativer Momente, den Grad posttraumatischer Reifung¹⁰ und die Anzahl der Ressourcen aus. In diesem Zusammenhang möchte ich betonen, dass gravierende Geldprobleme in Bolivien eine existentielle Krise für die ganze Familie und ein potentiell traumatisches Ereignis darstellen. Für die Betroffenen geht es wegen den mangelnden Fürsorgeleistungen immerhin um das Überleben, um Sein oder Nicht-Sein. Das Ereigniskriterium wird ohne weiteres erfüllt, indem eine latente Todesdrohung vorhanden ist. Außerdem bestehen die psychischen Folgeerscheinungen vielfach aus Intrusionen, Albträumen und *Flashbacks*, einem fehlenden Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens, somatischen Beschwerden usw., die den Symptomen eines strukturellen PTBS entsprechen.

7. Eine Antwort auf die Situation in Bolivien

Während die Staaten der dominierenden Ersten Welt an ein unbegrenztes wirtschaftliches Wachstum glauben und alles auf die Karte der Globalisierung setzen, tickt die ökologische Zeitbombe und hat sich die Kluft zwischen Nord und Süd nur noch vergrößert. Im Gegensatz zu dieser Auffassung von ‚Entwicklung‘ herrscht in der Kosmvision der Anden ein anderes Idealbild vor, nämlich das eines ‚guten Lebens‘: auf Aymara *suma qamaña* und auf Ketschua *allin kawsay*. Der Mensch wird als Hüter

⁹ Nach der Skala von Vorstellungen, Trauma und Bindung oder TABS, die von Laurie Anne Pearlman speziell für die psychotherapeutische Arbeit mit Überlebenden von traumatischen Situationen erarbeitet und vom Forschungsteam aus dem Englischen ins Spanische übertragen wurde.

¹⁰ Nach dem PTGI (*Post Traumatic Growth Inventory*) von Tedeschi und Calhoun aus 1996, dessen spanischsprachige Version wir der Realität Boliviens angepasst haben.

des Lebens gesehen und hat die Aufgabe, sich um den Austausch, die Interdependenz und Harmonie zu kümmern. Der Fortschritt besteht nicht in einer Vermehrung des Materiellen, sondern in einer Lebensqualität für alle. Neuerdings propagiert die bolivianische Regierung eine Umsetzung dieser eigenen einheimischen Sichtweise in die Praxis. Sie hat aber auf allen Fronten gleichzeitig zu kämpfen. So soll das äußerst mangelhafte Rechts-, Fürsorge-, Erziehungs- und Gesundheitswesen, die eine tief greifende Unsicherheit in der Bevölkerung erzeugen, dringend ausgebaut und verbessert werden. Der enorme Schuldenberg soll abgebaut und die negative Handelsbilanz ins Gleichgewicht gebracht werden, damit sich Bolivien endlich aus der Abhängigkeit vom Ausland mit seinen harten Bedingungen und Eigeninteressen lösen kann. Und schließlich soll die negative Dynamik der Spirale unsichtbarer struktureller Gewalt und deren verheerenden psychosozialen Folgen eine positive Kehrtwendung bekommen.

In Bezug auf diesen letztgenannten Faktor, der leider zu oft vernachlässigt wird, hat unsere kleine Forschungs- und Weiterbildungssequipe gewisse Kompetenzen erworben, um wirksam zu werden und einen bescheidenen Beitrag zu leisten. Dabei setzen wir auf die Ausbildung von Trauma-Gestalt-TherapeutInnen einerseits und die Begleitung von therapeutischen Selbsterfahrungsgruppen andererseits. Der Jesuit und Psychologe Ignacio Martín-Baró, der in El Salvador wegen seinem Engagement 1989 ermordet wurde, meinte dazu: „Das psychologische Wissen soll sich in den Dienst einer Gesellschaft stellen, in der das Wohl einer Minderheit nicht auf Kosten der Mehrheit geht, in der die Verwirklichung einiger Menschen nicht die Negation der anderen beinhaltet, in der die Belange von einigen wenigen keine Entmenschlichung verlangt.“ (Martín-Baró 1984: Zitat in: <http://www.monografias.com/trabajos6/maba/maba.shtml>). Hinsichtlich einer gediegenen Weiterbildung in Sachen ‚Gestalt‘ und ‚Trauma‘ brauchen wir allerdings die nötige finanzielle Unterstützung für Stipendien, da es den Interessierten keineswegs an Motivation fehlt, ihr teilweiser Arbeitsausfall aber irgendwie kompensiert werden muss. Nun lässt es sich – bezeichnenderweise – nicht leugnen, dass sich verschiedene internationale Hilfsorganisationen zurückhalten, wenn es um die Unterstützung von Projekten handelt, die keine sichtbaren Resultate erzielen und folglich den SpenderInnen nicht vorgeführt werden können.

Obwohl das Angebot von fachkundiger Begleitung in La Paz und El Alto (noch) sehr klein ist, wächst die Nachfrage von Menschen, die in einer Selbsterfahrungsgruppe an sich selber arbeiten und die Beziehung zu ihren Kindern, Eltern oder KollegInnen, und somit ihre Lebensqualität, verbessern wollen. Die Gruppenarbeit bildet eine Alternative und Ergänzung zur Einzeltherapie, die im Allgemeinen unerschwingliche Kosten mit sich bringt und deren ungewohnte Eins-zu-eins-Konstellation eher bedrohlich wirkt. Dieser Rahmen (als Gruppe) ist überhaupt besonders geeignet, um bestehende Beziehungsprobleme – der am meisten genannte Grund, einen therapeutischen Prozess anzufangen – zu bearbeiten. Das gegenseitige Sich-Öffnen und verständnisvolle Zuhören in der Gruppe schaffen eine Gemeinschaftsbasis aus Akzeptierung und Unterstützung, die eine Konfrontation mit den schmerzhaften und angstvollen traumatischen Erfahrungen möglich macht. Die Kommentare der anderen führen zu einem Bewusstwerden der eigenen Ressourcen, damit diese effizienter eingesetzt werden können, sowie einer Flexibilisierung des fixierten, verzerrten Selbst- und Weltbild. Die von den – zurzeit noch spärlichen – bolivianischen GruppenleiterInnen bevorzugte Begleitung zu Zweit, als Mann und Frau, hat sich als sehr fruchtbar erwiesen, da die Gruppe dann als eine ‚gute Familie‘ erlebt wird und die Aufarbeitung negativer Kindheitserinnerungen fördert.

Der wichtigste Aspekt der Arbeit in den Selbsterfahrungsgruppen besteht aber im Durchbrechen des oft jahrelangen Schweigens und der Isolierung. Dabei gilt es, das Hindernis einer paradoxen Realität zu überwinden. Denn es bedarf einer großen Offenheit und Bereitschaft der TeilnehmerInnen, den anderen Gruppenmitgliedern die tief verborgenen Emotionen zu zeigen und gewisse intime Einzelheiten über sich selber mitzuteilen. Nur so können die traumatischen Erfahrungen in der Gruppe angegangen werden. Es sind jedoch dieselben traumatischen Erlebnisse, die auch eine riesige Angst geweckt, das Selbstvertrauen untergraben und die Sicherheit sich selber und den anderen gegenüber zerstört haben. Folglich braucht es sehr viel Mut seitens der TeilnehmerInnen, sowie sehr viel Verständnis, Zuverlässigkeit und Ressourcenorientierung seitens der TherapeutInnen, damit in den Gruppen überhaupt gearbeitet werden kann. Nach wie vor lassen sich aber bestimmte schuld- oder schambesetzte Themen wie Vergewaltigung oder Tätersein kaum jemals in der Gruppe besprechen. Dennoch möchte ich gerade im Kontext Boliviens die Chance einer stellvertretenden posttraumatischen Reifung (Tedeschi und Calhoun 2004) während dem Gruppenprozess hervorheben. Aus eigener Erfahrung weiß ich nämlich, wie man durch das aufmerksame Zuhören der traumatischen Geschichten Anderer als Mensch wachsen kann.

Bibliografie:

- De Cortiñas, N. (2000). "Tortura y Economía". In: Bravo, E.B. & Gautier, A. *Las secuelas de la tortura y la violencia estatal*. La Paz/Cochabamba: Amigos del Libro. 25-31.
- Fuhr, R.; Gremmler-Fuhr, M.; Sreckovic, A & M. (Hrsg.) (1995). *Gestalt-Ansatz: Grundkonzepte und -modelle aus neuer Perspektive*. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Galtung, J. (1998). *Tras la violencia. 3R: Reconstrucción, reconciliación, resolución: Afrontando los efectos visibles e invisibles de la guerra y la violencia*. Gernika-Lumo: Gernika Gogoratuz.
- Herman, J. L. (1996). *Trauma en Herstel: De gevolgen van geweld – Van mishandeling thuis tot politiek geweld [Trauma and Recovery]*. 4. Aufl. Amsterdam: Wereldbibliotheek.
- Jansen Estermann, C. (2008). „Wie die Armut schockiert und tiefe Wunden schlägt: Ein Beitrag zur Klärung des Verhältnisses von struktureller Gewalt und PTBS aufgrund einer Fallstudie im bolivianischen Hochland“. In: Anger, H. & Schulthess, P. (Hrsg.). *Gestalt – Traumatherapie – Vom Überleben zum Leben: Mit traumatisierten Menschen arbeiten*. Würzburg/Wien: EHP Institut für Integrative Gestalttherapie Würzburg und Institut für Integrative Gestalttherapie. 119-138.
- Jansen Estermann, C. (2009). „Der Alltag am anderen Ende der Welt: Traumatische Erfahrungen und eigene Ressourcen in Bolivien“. In: *Trauma & Gewalt*. Jg. 3, Nr. 3 [Deutschland]. 2-16.
- Martín-Baró, I. (1998). *Psicología de la liberación*. Introducción y notas a cargo de Amalio Blanco. Epílogo de Noam Chomsky. Madrid: Edición Trotta. Siehe auch: <http://www.monografias.com/trabajos6/maba/maba.shtml>
- Ortiz Rescaniere, A. (2001). *La Pareja y el Mito: Estudios sobre las concepciones de la persona y de la pareja en los Andes*. 3. Aufl. Lima: Fondo Editorial de la Pontificia Universidad del Perú.

- Tedeschi, R. & Calhoun, L. (2004). "Posttraumatic Growth: Conceptual Foundations and Empirical Evidence". In: *Psychological Inquiry: An International Journal for the Advancement of Psychological Theory*. Vol. 15, Nr. 1 [USA]. 1-18.
- Terr, L. (1991). "Childhood traumas: An outline and overview". In: *American Journal of Psychiatry*. 148 [USA]. 10-20.